

(Nachdruck verboten.)

102]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Vor der Hausthür wartete ein kleiner elektrischer Wagen mit zwei Plätzen. Solche Wagen standen überall zu jedermanns Verfügung. Der ehemalige Buddelmeister, der trotz seines hohen Alters klare Augen und eine feste Hand behalten hatte, ließ seinen Gefährten einsteigen und setzte sich selbst ans Steuer.

„Du wirst mich doch hoffentlich mit der Maschine da nicht ganz zum Krüppel machen?“

„Sei ohne Sorge. Die Elektrizität kennt mich, wir leben nun schon manches Jahr in guter Gemeinschaft.“

Er sagte das in zärtlichem und zugleich ehrfürchtigem Tone, als spräche er von einer neueren Gottheit, von einer wohlthätigen Macht, der die Stadt den besten Teil ihres Gedeihens und ihrer Freuden verdankte.

„Du wirst sie überall finden, die gewaltige, allmächtige Kraft, ohne die so viele rasche Erfolge nicht möglich gewesen wären. Sie allein treibt heute alle unsre Maschinen; und sie bleibt nicht nur in den großen, gemeinsamen Werkstätten, sie kommt in jedes Haus und bewegt dort die kleinen Hausmaschinen, sie ist die allgemeine Dienerin und Helferin, deren jeder sich bedient, indem er bloß einen Knopf dreht. Man dreht einen andern Knopf, und sie beleuchtet alle Räume. Man dreht noch einen Knopf, und sie heizt ein. Überall, in der Stadt wie auf den Feldern, in den Straßen wie in der bescheidensten Wohnung ist sie gegenwärtig, sie verrichtet geräuschlos alle unsre Arbeiten, sie ist die gezähmte Natur, der dienstbar gemachte Pflanz, auf ihrer segensreichen Kraft beruht alle unsre Wohlfahrt. Sie wird in unberechenbaren Mengen hervorgebracht, sie steht uns zur Verfügung wie die Luft, die wir atmen, wir können sie nach Herzenslust verbrauchen, verschwenden, ohne je fürchten zu müssen, daß wir sie vergeuden. Aber wie es scheint, haben wir noch immer nicht genug, der ehemalige Herr der Erbschere sagt, daß er fortwährend nach einem Mittel sucht, um uns noch mehr zu schaffen, damit wir in der Nacht über Beauclair ein andres Gestirn entzünden und ewigen strahlenden Tag bei uns herrschen lassen können.“

Er lachte beglückt, während er so von der Hoffnung sprach, einmal die Finsternis für immer zu verjagen, und der kleine Wagen rollte glatt und schnell durch die breiten, baumbepflanzten Straßen hin. Donnaire wollte zuerst, ehe sie Beauclair durchstreifen, bis hinaus nach Combettes fahren und seinem Gefährten die herrliche Domäne zeigen, die die Roumagne in ein fruchtbares Paradies verwandelt hatte. Der sonnenhelle Festmorgen sah die Straßen von lauter Fröhlichkeit belebt. Andre Wagen in unendlicher Zahl fuhren an ihnen vorbei, besetzt mit singenden, lachenden Menschen. Viele Fußgänger kamen aus den nahen Dörfern, meistens in größeren Gruppen, die jungen Leute und Mädchen mit Bändern geschmückt, und alle grüßten fröhlich den Alten, den Auherrn. Und welche üppige Fruchtbarkeit breitete sich zu beiden Seiten der Straße aus, ungeheure Getreidefelder, deren Ende nicht abzusehen war, ein Getreidemeer von tiefem, sattem, kräftigem Grün! Anstatt der früheren Bodenlappen, der engherzig abgeordneten kleinen Acker, deren magere, schlecht bebauten Schollen armseligen Ertrag lieferten, war die ganze Ebene jetzt nur noch ein einziges unermessliches Feld das von den vereinigten, reichen Besitzern gedüngt, gepflegt und besät wurde, und welchem die Solidarität der miteinander versöhnten Menschen überquellend reiche Ernten für ein brüderliches, gerechtes Volk abgewann. Wenn der Boden nicht gut war, wurde er zubereitet, man verlieh ihm auf chemischem Wege die Eigenschaften, die ihm fehlten, man heizte ihn, man schützte ihn vor Wetterumbilden, durch wohlberednete, intensive Bebauung erzielte man zwei Ernten, hatte man Obst und Gemüse zu jeder Jahreszeit. Dank der Hilfe der Maschinen wurde die Kraft der Menschen gespart, und meilenlange Ackerfurchen bedeckten sich wie durch Zauberkräft mit dichten Halmen. Man sprach sogar davon,

der Wolken Herr zu werden, sie vermittelst starker elektrischer Ströme nach Belieben zu lenken, so daß man im Stande sein würde, je nach Bedarf der Landwirtschaft Regen oder Sonnenschein zu bewirken. Nachdem er Herr der Erde geworden, sollte der Mensch auch noch den Himmel erobern und die Gestirne zu seinen Diensten zwingen. Am Morgen eines Festtags würde man den Himmel reinigen, so daß er tiefer und strahlender blau wäre als je, würde die Sonne von allen Flecken befreit, so daß sie oben hinge wie eine herrliche Lampe an der Decke eines unermesslichen Saales. Aber auch heute schon, am Morgen des Festes der Arbeit, am ersten Sommertage, flammte das mächtige Gestirn in blendendem Glanze auf die Straße nieder, deren weißes Band sich weit hin durch das unermessliche wogende Meer der grünen Halme schlängelte.

„Du siehst, Alter,“ sagte Donnaire, mit umfassender Gebärde über den ganzen Horizont weisend, wir haben Brot. Hier wächst das Brot für alle, das Brot, auf das jeder durch seine Geburt ein Recht hat.“

„Ihr gebt also auch denen zu essen, die nicht arbeiten?“ fragte Nagu.

„Gewiß. Aber außer den Kranken und Gebrechlichen giebt es kaum einen, der nicht arbeitet. Wenn man gesund ist, hält man es nicht aus, nichts zu thun.“

Der Wagen durchlief jetzt Obstgärten, und die endlosen Reihen mit roten Früchten behangener Kirschbäume boten einen reizenden Anblick. Es war als stünden da Tausende von Zauberbäumen, deren rote Beeren in der Sonne hüpfen und spielten. Die Aprikosen waren noch nicht reif, die Äste der Äpfel- und Birnbäume bogen sich unter der Last ihrer noch grünen Früchte. Es war ein überquellender Reichtum, der einem ganzen Volke bis zum nächsten Frühjahr köstliches Dessert bot.

„Brot für alle, das ist ein bißchen trocken,“ sagte Nagu ironisch.

„D,“ erwiderte Donnaire, ebenfalls einen scherzhaften Ton anschlagend, wir bekommen auch noch etwas Obst dazu. Wie Du siehst, fehlt es daran nicht.“

Sie waren in Combettes angelangt. Das armselige Dorf war verschwunden, weiße Häuser erhoben sich überall inmitten von Gärten, längs des Grand Jean, des früheren schmutzigen Baches, der jetzt kanalisiert war und mit seinem frischen, klaren Wasser die Fruchtbarkeit ringsum ausbreiten half. Verwunden war der Schmutz, die Vernachlässigung, das Elend, worin die Bauern seit Jahrhunderten in stumpfer Beschränktheit und gegenseitigem Haß verklamen. Der Geist der Wahrheit und der Freiheit war hier eingeleitet, eine Wandlung zur Intelligenz und zur Friedlichkeit hatte sich vollzogen, die die Köpfe klärte, die Herzen versöhnte, überall Gesundheit, Reichtum und Freude verbreitete. Seitdem sich alle zum gemeinsamen Besten vereinigt hatten, war jedem das Glück zu teil geworden. Nie war ein überzeugenderes Thatbeispiel unter der hellen Sonne erstanden, der unwiderstehliche Zauber der Wirklichkeit strömte aus diesem Combettes, mit seinen einzeln im Grünen stehenden Häusern, aus denen das Familienglück lachte, aus denen frohe Rufe und Gesang erklangen.

„Du erinnerst Dich doch an das alte Combettes,“ fragte Donnaire wieder, „mit seinen elenden Hütten, die von Kot und Dingerhaufen umgeben waren, mit seinen wildblickenden Bauern, die sich beklagten, daß sie Hunger leiden müßten? Sieh her, was die Association daraus gemacht hat.“

Nagu jedoch, den brennender Neid verzehrte, wollte sich nicht überzeugen lassen; er suchte um jeden Preis doch irgendwo das Unglück zu entdecken, das Elend der Arbeit, das er, der durch alten Avarismus an seine Kette geschmiedete Lohnklave, für unzertrennlich mit ihr verbunden hielt.

„Wenn sie arbeiten, sind sie nicht glücklich,“ sagte er starrsinnig. „Ihr Glück ist nur eine Täuschung, das höchste Wohlergehen liegt nur im Nichtsthum.“

Und er, der früher gegen die Geistlichen losgezogen hatte, setzte hinzu:

„Sagt der Katechismus nicht, daß die Arbeit die Strafe, die Entwürdigung des Menschen ist? Wer ins Paradies einget, der braucht gar nichts mehr zu arbeiten.“

Auf dem Rückweg kamen sie an der Guedache vorbei, einem der öffentlichen Gärten der neuen Stadt, der immer

von jungen Müttern und spielenden Kindern erfüllt war. Das weitläufige Schloß, das noch vergrößert worden war, diente noch immer als Rekonvaleszentenhaus für Wöchnerinnen, die hier unter hohen Bäumen und duftenden Blumen ihrer vollständigen Genesung entgegenzusehen. Es war ein prächtiger Wohnsitz, einer der Paläste der früheren Zeit, die das Volk geerbt hatte, und wo es nun seinem ihm zukommenden Range angemessen residierte. Herrliche Blumenbeete schmückten den Rasen, die hohen Baumkronen wölbten sich zu tiefen, schattigen, köstlich stillen Alleen. Und durch diesen stolzen Park, der früher vom Lärm der Jagden wiederhallt hatte, wandelten jetzt hellgekleidete junge Mütter und schoben Rollwägelchen vor sich her, aus denen Neugeborene herauslachten.

„Was soll mir das,“ sagte Ragu wieder, „ein Luxus und ein Wohlleben, die jedem zu Gebote stehen? Wenn ich es nicht für mich allein haben kann, dann hat es keinen Wert mehr.“

Der Wagen rollte immer weiter, und sie hatten bald Beauclair wieder erreicht. Der Gesamtanblick der neuen Stadt war der eines gewaltigen Gartens, in welchem die Häuser einzeln mitten im Grün standen. Anstatt sich zusammenzudrängen wie in den Zeiten der Tyrannei und des Schreckens, hatten die Häuser sich zerstreut, um mehr Licht, mehr Luft, mehr Freiheit für sich zu haben. Der Boden, der zum Gemeineigentum geworden war, kostete nichts, und die Stadt dehnte sich von einem Fuß der Monts Bleus zum andern. Warum hätte man sich eng aneinander drücken sollen, wenn die unermessliche Ebene sich da bis an den Horizont ausbreitete? Sind denn einige tausend Quadratmeter zu viel für eine Familie, wenn so viele ungeheure Gebiete der Erde noch nicht einmal bewohnt sind? So hatte sich denn jeder sein Stück Grund genommen und sein Haus nach Geschmack und Laune darauf errichtet. Es gab keine Häuserzeilen, die Gärten waren nur von Straßen durchschnitten, die der Kommunikation dienten, und in jedem Garten stand ein Haus, wie und wo es dem Eigentümer gefiel. Wie eigenartig aber auch ein jedes angeordnet und eingerichtet sein mochte, so behielten sie doch alle eine gewisse Familienähnlichkeit, einen gemeinsamen Zug von Sauberkeit und Fröhlichkeit. Insbesondere schmückten sich alle mit buntpfarbigen Fayencen, mit glasierten Dachziegeln, mit bemalten Plastiken, mit bunten Friesen und Fresken, deren leuchtende blaue, gelbe und rote Töne ihnen das Aussehen großer Blumenbouquets mitten im Grün der Bäume gaben. In der erquickenden Anmut und Heiterkeit dieser Häuser blühte die vollkommene Schönheit wieder auf, jene Schönheit, auf die das Volk ein Recht hat, und die sein ungehobenes Genie immer weiter entwickeln wird bis zu vollendeten Meisterwerken. Auf den Plätzen und Straßenzweigungen erhoben sich die öffentlichen Gebäude, gewaltige Bauten, bei welchen das Eisen und der Stahl zu Kühnen Spannungen und Konstruktionen verwendet waren. Ihre Großartigkeit bestand in ihrer einfachen Anlage, in ihrer geistreichen Anpassung an den Zweck, in der kunstverständigen Wahl des Materials und des Schmucks. Das ganze Volk war hier bei sich zu Hause, die Museen, die Bibliotheken, die Theater, die Bäder, die Laboratorien, die Spiel- und Unterhaltungssäle waren nichts als Gemeinhäuser, die der ganzen Nation offen standen, in denen das sociale Leben sich frei und brüderlich entfaltet. Und schon entstanden kurze mit Glas gedeckte Galerien, überdachte Straßen, die im Winter geheizt werden sollten, um bei heftigem Regen und bei starker Kälte den bequemen Verkehr zu ermöglichen.

Ragu gab gegen seinen Willen Zeichen lebhaften Staunens, und Bonnaire, der sah, daß er sich durchaus nicht zurechtfinden konnte, lachte.

„Freilich, freilich, es ist nicht leicht, die Straßen von einst wiederzuerkennen. Wir befinden uns jetzt auf dem ehemaligen Stadthausplatz, wo, wie Du Dich erinnern wirst, die vier großen Hauptstraßen, die Rue de Brias, die Rue de Formeries, die Rue de St. Cron und die Rue de Magnolles, zusammenliefen. Aber das alte Stadthaus, das schon baufällig war, ist inzwischen demoliert worden, samt der damaligen Schule, in der so viele Kinder unter der Fuchtel des Lehrers gebüffelt haben. Und an deren Stelle sind, wie Du siehst, einige Pavillons errichtet worden, die als chemische und physikalische Laboratorien dienen und die jedem Gelehrten für seine Studien offen stehen, wenn er glaubt, eine der Allgemeinheit nützliche Entdeckung gemacht zu haben. Ebenso haben sich die vier Straßen verwandelt, die alten Häuser sind verschwunden, es sind Bäume gepflanzt worden, und nur noch

einige der früheren Bürgerhäuser mit ihren Gärten sind stehen geblieben und sind jetzt infolge der verschiedenen Heiraten von unsern Nachkommen bewohnt, die einst die armen Teufel waren.“

Nun begann Ragu sich ein wenig in diesem ehemaligen schönen Viertel von Beauclair zurechtzufinden, welches natürlicherweise am wenigsten verändert war. Gleichwohl mußte ihm Bonnaire immer neue Anhaltspunkte geben, indem er ihm die Umwandlungen erklärte, die der Sieg der neuen Gesellschaft im Gefolge gehabt hatte. Das Gebäude der Unterpräfektur war stehen geblieben und diente jetzt, durch zwei Flügelaubauten vergrößert, als Bibliothek.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Verurtheilten.

Von Anton Tschekow.

Eine Villenkolonie, eingehüllt in nächtliches Dunkel. Vom Dorf Kirchthurm schlägt es ein. Die Rechtsanwalte Kosjawnin und Lajew, beide in vorzüglicher Stimmung, beide leicht schwanke, kommen aus dem Walde und wenden sich den Villen zu.

„Na, dem Himmel sei Dank, am Ziel...“ sagt Kosjawnin, Luft schöpfend. „In unserem Zustand fünf Werst von der Station bis hierher zu marschieren — ist 'ne Leistung. Schrecklich, wie müde ich bin! Und wie zum Pöffen war keine einzige Droschke da...“

„Betja, Freundchen... ich kam nicht mehr! Wenn ich in den nächsten fünf Minuten nicht im Bett liege, bin ich tot, glaube ich...“

„Im Be-t-t? Ha, was fällt Dir ein, Bruder? Erst essen wir hübsch Abendbrot, stechen 'ne Flasche Rotpohln aus — und dann meinestwegen ins Bett. Bernischka und ich lassen Dich einfach nicht schlafen... Ach, Bruderherz, wie schön ist es doch, verheiratet zu sein! Das verstehst Du natürlich nicht, gefühllose Seele! Ich komme nach Hause, müde, erschöpft... Die liebende Gattin eilt mir entgegen, sorgt für Thee, giebt mir zu essen und, voll Dank für meine Liebe, meine Mühe, blickt sie mich mit ihren schwarzen Augen so freundlich und entgegenkommend an, daß ich Müdigkeit und Erschöpfung, Diebstahl und Einbruch, das Appellationsgericht und den obersten Gerichtshof... alles, alles vergeße... gut, Bruderherz!“

„Aber... mir scheint, meine Fäße künden zusammen... Ich gehe kaum noch... Ich bin schrecklich durstig...“

„Na, da sind wir ja auch schon zu Hause.“

Die Freunde nähern sich einer Villa und bleiben vor einem Eckfenster stehen.

„Es ist eine sehr schöne Villa,“ sagt Kosjawnin. „Du wirst ja morgen sehen, was für eine großartige Aussicht wir haben!... Die Fenster sind dunkel. Also hat sich Bernischka schon schlafen gelegt, hatte keine Lust, länger zu warten. Liegt und härmst sich wahrscheinlich, daß ich noch immer nicht da bin... (Stößt mit dem Stod gegen das Fenster, welches sich öffnet.) Sold! ein furchtloses Weib! Liegt allein im Bett und läßt das Fenster offen. (Zieht den Paletot aus und wirft ihn mit der Priestasche durchs Fenster.) „Heiß, Bruder! Wollen ihr ein Ständchen bringen, ihr ein Vergnügen machen...“ (singt)

„Dorch auf den Klang der Zi-ither,“

„Du holdes Mä-ägdle! — ein,“

„Und ö-öffne mir das Gi-itter...“

Sing' doch, Mjescha! Bernischka, sollen wir lieber das Schüberische Ständchen singen? (singt)

„Zei-eise stehen“

„Zei-eine Lieder“

„Durch die Na-acht zu Dir...“

(Die Stimme bricht mit krampfhaftem Husten ab) Psui! Bernischka, sag' doch Aginia, sie soll die Thür aufmachen! (Ponse.) Bernischka! Sei doch nicht so faul, sieh auf, Liebchen! (Stellt sich auf einen Stein und versucht ins Fenster zu blicken.) Bernischka, Liebchen, Engelchen, Weibchen, sieh' auf und sag' Aginia, sie soll uns die Thür aufmachen! Du schläfst ja doch nicht! Liebchen, wahrhaftig, wir sind so müde und entkräftet, daß uns gar nicht spahhaft zu Mut ist! Wir sind ja von der Station bis hierher zu Fuß gegangen! Ja, hörst Du oder nicht? Ach, hol's der Teufel! (Macht einen Versuch, ins Fenster zu klettern.) Sollen detartige Sachen unsrem Gast vielleicht Spaß machen? Wera, ich sehe, Du bist noch dasselbe kleine Pensionismädchen wie früher, immer nur Unstirn im Kopf...“

„Aber vielleicht schläft Wera Stepanowna?“ sagt Lajew.

„Sie schläft nicht! Sie will wahrscheinlich, ich soll Lärm machen und die ganze Nachbarschaft zusammentrommeln! Ich fange wirklich schon an, böse zu werden. Wera!... Ach, hol's der Teufel! Hilf mir hinauf, Mjescha, ich krieche hinein! Du bist ein kleines Kind, Wera, ein Schullind, weiter nichts!... Hilf mir doch!“

Lajew hilft Kosjawnin kuckend hinauf. Der kriecht durchs Fenster und verschwindet in der Dunkelheit des Zimmers.

„Wera!“ hört Lajew nach einer Minute. „Wo bist Du?... Teufel... psui, ich habe in etwas hineingefast, psui!“

Man hört Mäuschen, Flügelschlagen und verzweifeltes Hühnergadern.

„Was ist denn das?“ hört Lajew. „Wera, wie kommen die Hühner zu uns? Hol's der Teufel, da ist ja eine ganze Menge! Auch ein Korb mit einer Bruthenne . . . heißt! So'n Dieb!“

Aus dem Fenster fliegen geräuschvoll zwei Hühner und jagen, aus voller Kehle gadernd, über die Straße.

„Ajjescha, wir sind hier nicht richtig!“ sagt Kofjawlins mit weinerlicher Stimme. „Hier sind solche Hennen . . . Ich muß mich geirrt haben . . . Ach, zum Teufel mit Euch . . . hören nicht auf, hier herumzuliegen, die Bestien!“

„So komm schnell heraus! Hörst Du? Ich sterbe vor Durst!“

„Gleich . . . ich suche mir noch Mantel und Briestafche . . .“

„Steh doch ein Streichhölzchen an!“

„Die Streichhölzchen stecken im Mantel . . . Hat mich der Böse geplagt, hier hineinzufleiten! Alle Willen sehen gleich aus — der Teufel soll sie in der Dunkelheit unterscheiden! . . . Au, eine Bruthenne hat mich in die Wange gebissen! Rader! . . .“

„So komm doch schnell heraus! Sonst glaubt man noch, wir wollen Hühner stehlen!“

„Sofort . . . ich laun den Mantel gar nicht finden. Hier treiben sich so viel Lappen herum, daß ich den Mantel nicht herausfinde. Wirf mir doch Deine Streichhölzchen hinein!“

„Ich habe keine bei mir.“

„Nette Lage, das muß ich sagen! Was soll ich nun bloß anfassen? Ohne Mantel und Briestafche laun ich doch nicht fort. Ich muß sie doch erst wieder haben.“

„Ich verstehe nicht, wie man seine eigene Villa nicht erkennen kann“, ärgert sich Lajew. „Betrunkenes Schwein! Hätte ich gewußt, daß solch' eine Geschichte passieren wird, ich wäre auf keinen Fall mitgefahren. Ich wäre jetzt schön zu Hause, würde ruhig schlafen, aber hier — quält man sich herum . . . Ich bin schrecklich müde, durstig . . . mir ist ganz schwindlig!“

„Sofort, sofort . . . wirst nicht sterben . . .“

Ueber den Kopf Lajews fliegt mit Geräusch ein großer Hahn. Lajew senkt tief und legt sich hoffnungslos mit der Hand winkend, auf einen Stein. Seine Seele brennt vor Durst, die Augen fallen ihm zu, der Kopf sinkt kraftlos herab . . . Es vergehen fünf Minuten, zehn, schließlich zwanzig — Kofjawlins kämpft noch immer mit den Hennen.

„Wetja, wird's bald?“

„Gleich. Ich hatte die Briestafche schon gefunden, habe sie aber wieder verloren.“

Lajew stützt den Kopf auf die Faust und schließt die Augen. Das Hühnergadern wird immer lauter. Die geflügelten Bewohnerrinnen der Villa fliegen aus dem Fenster und kreisen, wie es Lajew vorkommt, wie Eulen mit feinen Kopf. Von diesem Geräusch beginnt es ihm in die Ohren zu klingen und Entsetzen ergreift seine Seele.

So'n Kindvieh! denkt er. Ladet einem zu Gast, verspricht Wein und alles Mögliche — und statt dessen muß man den ganzen Weg von der Station laufen und hier noch so was . . .

Ärgerlich legt Lajew das Kinn in den Kragen, legt den Kopf auf eine Seite und beruhigt sich allmählich wieder. Die Ermüdung tritt in ihr Recht, er beginnt langsam einzuschlafen.

„Ich habe die Briestafche gefunden!“ hört er Kofjawlins triumphierendes Geschrei. „Nun brauche ich nur noch den Mantel — und fertig, wir gehen!“

Aber jetzt vernimmt er halb im Schlaf Hundegebell. Zuerst bellt nur ein Hund, dann ein zweiter, dritter . . . und das Hundegebell, gemischt mit dem Hühnergadern, giebt eine höchst sonderbare Musik. Jemand nähert sich Lajew und fragt ihn etwas. Dann hört er, wie man über seinen Kopf ins Fenster kriecht, poltert, schreit . . . Eine Frau in einer roten Schürze, eine Laterne in der Hand, steht neben ihm und fragt ihn etwas.

„Sie haben kein Recht, so etwas zu sagen!“ hört er die Stimme seines Kollegen. „Ich bin der Rechtsanwalt und Notar Kofjawlins. Da ist meine Visitenkarte!“

„Was thn' ich mit Ihrer Visitenkarte?“ sagt jemand mit heiserem Bass. „Sie haben mir alle meine Hühner aneinandergejagt, haben die Eier zertreten! Seh'n Sie mal her, was Sie angerichtet haben! Heute oder morgen sollten die Jungen austreten. Sie haben sie zertreten. Was thn' ich, Herr, mit Ihrer Visitenkarte?“

„Sie werden sich nicht unterstehen, mich anzurühren! Sie werden sich nicht unterstehen! Hören Sie!“

Trinken möchte ich . . . denkt Lajew, indem er sich bemüht, die Augen zu öffnen, und fühlt, wie abermals jemand über seinen Kopf ins Fenster kriecht.

„Ich bin Kofjawlins! Ich habe hier eine Villa! Alle kennen mich hier!“

„Wir kennen hier keinen Kofjawlins!“

„Was? kennen keinen Kofjawlins? Ach, machen Sie doch keinen Spaß! Ausen Sie den Ortsvorsteher, der kennt mich!“

„Na, na, nur nicht so hitzig! Gleich wird der Wachmeister kommen. Wir kennen alle Sommergäste hier, aber Sie haben wir im ganzen Leben noch nicht gesehen.“

„Und ich wohne schon das fünfte Jahr hier in Guilivisselli!“

„Da haben wir's! Ist das denn hier Guilivisselli? Hier ist Chilow. Guilivisselli liegt rechts, hinter der Zündholzfabrik, so etwa vier Werst von hier.“

„Der Teufel hole mich! Dann bin ich also einen falschen Weg gegangen?“

Die menschlichen Stimmen und das Hühnergadern mischen sich mit dem Hundegebell, und aus den Tonchaw hört man Kofjawlins Stimme heraus:

„Unterstehen Sie sich nicht, mich anzurühren! Ich bezahle alles, Sie sollen schon sehen, mit wem Sie es zu thun haben!“

Dann werden die Stimmen nach und nach schwächer; und Lajew fühlt, wie ihm jemand auf die Schulter klopfte. —

Kleines Feuilleton.

er. **Gemeine Soldaten.** „Na dann laßt uns doch nach der Branerei gehen“ — sagte die Tante — „das ist doch am Ende das Billigste und Konzert ist auch heut. Was meint Ihr zu der Branerei?“ Fragend sah sie von der Schwägerin zur Nichte.

Frau Weber nickte: „Noch der Branerei? — ja ja die Branerei — es klang so obenhin. Helene sagte gar nichts.“

Fritz war dafür gleich Zener und Flamme, er warf die Zeitung auf das Fensterbrett und drehte den Stuhl mit einem Ruck herum: „Ja, natürlich nach der Branerei — da hat Tante auch ganz recht. Daß wir darauf nicht eher gekommen sind.“

„Der Garten ist doch prachtvoll“ — fuhr die Tante fort — „und da Ihr heut' nicht nach Treptow wollt —“

„Nein, nach Treptow auf keinen Fall“ — Frau Weber schüttelte beinahe heftig den Kopf. — „Wo denkst Du denn hin. Treptow ist viel zu teuer.“

„Wir müssen ja so rechnen, seit Papa tot ist —“. Helene senkte.

„Ja weiß der Himmel, das müssen wir.“ Die Mutter sah vor sich hin, ihre schmalen weißen Hände schlangen sich in einander: „Was würde es denn kosten nach Treptow? Fahren mühten wir doch hin und her, wären sechzig Pfennig. Kaffee trinken mühten wir auch — drei Portionen, macht fünfundsiebzig Pfennig, — nein — ist ja gar nicht dran zu denken.“

„Wenn ich meine Stiderei gestern geliefert hätte, wäre es möglich gewesen“, sagte Helene, „dann hätte ich ja fünfzehn Groschen bekommen, aber so geht es wirklich nicht.“

„Na es soll ja auch gar nicht gehen“ — schrie Fritz — „Du hörst ja, wir wollen nach der Branerei.“

„Es ist doch nur, daß man draußen sitzt“ — überredete die Tante — „und glaubt mir, man sitzt da eben so schön, wie in Treptow. Der Garten ist ja wundervoll.“

„Kaffee zu trinken brauchen wir auch nicht —“ fügte Luise hinzu; sie hatte bisher ganz still gelesen und die andern reden lassen. Jetzt warf sie Better Fritz einen schelmischen Blick zu: „Wir trinken Kaffee, das ist viel billiger — Fritz trägt die Kanne und ich die Tassen.“

„W. W. Machen wir!“ lachte der junge Mann.

„Wir können ja auch schließlich hier erst Kaffee trinken. — meinte die Tante — dann habt Ihr's noch billiger. Wir trinken hier Kaffee und gehen denn langsam hinüber. Unser Abendbrot nehmen wir mit, und trinken ein Glas Bier dazu, kostet uns die Sache nur zwei Groschen Entree und die paar Pfennige Bier.“

„Los“, sagte Fritz — „wird gemacht — famos Idee!“

„Und es sitzt sich so hübsch in der Branerei.“ — Luise wandte sich an die Cousine — „es ist immer so schönes Konzert da —“

„Und einen Topp Bier giebt es, vier Zehntel für fünfzehn Pfennige!“ Fritz schmalzte mit der Zunge.

„Hab' doch nicht solche Ausdrücke!“ Frau Weber zog ein Gesicht.

„Topp Bier! wie das klingt!“

„Na, so sagt man doch!“ — Luise janzchte auf, ihre Mutter lachte gleichfalls. Dann sagte Helene: „Ja, was Fritz sich bloß angewöhnt, er ist jetzt immer so.“

„Also gehen wir nach der Branerei!“ Luise stand auf und strich ihr helles Sommerkleid glatt, ihre Mutter blieb sitzen und sah auf die Schwägerin: „Ja — nach der Branerei — Tante Marie und Lenchen scheinen mir noch nicht recht zu wollen.“

„Ach, wollen“ — Frau Weber drehte ihr Taschentuch — „ich weiß nur nicht recht — die Branerei, muß es denn gerade die Branerei sein?“

„Es ist doch ein ganz gewöhnliches Lokal“, sagte Helene, „man kann doch eigentlich kaum hingehen, und nur noch obenein am Sonntag.“

„Ach das ist doch aber lustig“ — die Tante schüttelte den Kopf — „es verkehrt ja ganz anständiges Publikum da. Familien mit ihren Kindern.“

„Es ist sehr hübsch in der Branerei; ich fühle mich immer sehr wohl da“, stimmte Luise bei.

„Na ja, wenn man nicht zu anspruchsvoll ist —“

Frau Weber lächelte geringschätzig.

„Es sind zu viele Soldaten da“, sagte Helene.

„Soldaten?“

„Na was stören Dich denn Soldaten?“

Fritz und Luise sprachen beinahe gleichzeitig.

„Na es ist doch ordinar — solche Soldatentneipe!“ Frau Weber lehnte sich zurück.

„Gräßlich ist es“, bestätigte Helene. „Papa ist nie mit uns in solche Lokale gegangen.“

„Es verkehren obenein nur Gemeine dort.“

„Wenn sich nun welche mit an unsern Tisch setzen wollen, das wäre doch unangenehm“, fügte Frau Weber hinzu.

„Was wäre denn dabei?“ Luise lachte auf.
 „Was da dabei wäre? na hör' mal.“ Helene redete sich. —
 „Möchtest Du zu 'nem gemeinen Soldaten gehören? Ich danke
 dafür. Jedes Dienstmädchen läuft mit 'nem Soldaten.“

„Ja, sie haben doch was schrecklich Unfeines“, stimmte Frau
 Weber bei. — „'n Einjährigen laß ich mir ja noch gefallen, aber 'n
 Gemeinen? — damit kann man sich doch nicht sehen lassen.“

„Die Gemeinen sind manchmal klüger wie die Einjährigen“ —
 Luise warf den Kopf zurück — „was denkst Du wohl? So 'n Ein-
 jähriger, der kommt so oft aus der Presse, und unter den Gemeinen
 ist mancher, der's selber könnte, wenn er nur's Geld zum Examen
 hätte.“

„Nu, was hätte ich denn machen sollen, wenn ich dienen müßte?“
 fragte Fräulein. „Ich hab' auch von der Schule fortgemußt, wie Vater
 starb. — Wenn ich jetzt ran müßte, könnt' ich meine drei Jahre
 abklappern.“

„Gar nicht auszudenken!“ Frau Weber schlug die Augen gen
 Himmel.

„Dann kommtet Ihr mit 'nem gemeinen Soldaten gehen —“
 Luise schrie fast vor Lachen.

„Ja“ — sagte Helene aus Herzensgrund — „es ist ein wahres
 Glück, daß er Platißüße hat!“ —

Theater.

— Goethe und die drehbare Bühne. Man schreibt
 der „Frkf. Ztg.“: Bei der Eröffnung des Prinzregenten-Theaters
 in München darf wohl daran erinnert werden, daß der junge Goethe
 recht nahe daran war, die erste drehbare Bühne zu schaffen. Als er
 „Werther“ und „Götz“ hatte ausgehen lassen, fing er noch in Frank-
 furt vielerlei Pläne an, von denen die wenigsten fertig wurden. So
 ging es auch der Posse „Hanswurst Hochzeit“. Wir finden zwei
 Szenen von ihr in den gesammelten Werken; der Plan ist im
 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt.

„Bei dem Wirt zur goldnen Laus
 Da wird feier der Hochzeitsschmaus“

reimt der Hochzeitsleiter, der das Spiel eröffnet. Damit in dem
 Stück die Einheit des Ortes gewahrt, zugleich aber auch eine Mannig-
 faltigkeit von Szenen möglich werde, dachte sich Goethe das Wirts-
 haus zur goldenen Laus im Hintergrunde so, „als wenn es, auf
 einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgeschleift
 werden, wobei sich jedoch die vorderen Coulissen des Theaters schied-
 lich zu verändern hätten. Im ersten Act stand die Vorderseite nach
 der Straße zu . . . im zweiten Act die Seite nach dem Hausgarten,
 die dritte nach einem Bändchen, die vierte nach einem naheliegenden
 See.“ Wenn man fragt, weshalb denn Goethe diese scherzhafte Idee
 später nicht weiter entwickelt habe, da er doch als Theaterdirektor
 sich mit den technischen Angelegenheiten der Bühne viel beschäftigte,
 so ist die Antwort, daß er gegen solche technischen Vervollkommnungen
 überhaupt eine Abneigung hatte. „Die guten Leute bedenken
 nicht, wohin die übermäßige äußere Pracht zuletzt unausbleiblich
 führen muß: Das Interesse für den Inhalt wird geschwächt und das
 Interesse für den äußeren Sinn an dessen Stelle gesetzt. Doch es
 wird sicherlich auch wieder eine Reaktion eintreten . . . Erst müssen
 die Dekorationsmaler und Maschinisten dem Publikum nichts Neues
 mehr bieten können, das Publikum von dem Brumt bis zum Stel
 überflüssig sein, dann wird man zur Besinnung kommen.“ So sagte
 er im Juli 1820 zu dem jungen Lobe, der den Inhalt eines Stückes
 nicht erzählen konnte, weil die herrlichen Mondscheinenszenen, die Ver-
 brennung einer Burg und dergleichen ihn ganz gefesselt hatten. —

Archäologisches.

— Chinesische Manuskripte aus dem 12. Jahr-
 hundert unserer Zeitrechnung sind von Sven Hedin in
 der Nähe der Quelle Alttsinisch-Bulak gefunden worden. In einem
 vom 28. April aus Tscharkit datierten Brief schreibt der Forscher
 hierüber: „Während der Ausgrabungen, die ich im Innern eines aus
 Ziegel aufgeführten Hauses anstellte, ist mir eine sehr interessante
 Entdeckung geglückt, nämlich von einem Duzend ganz merkwürdig
 wohlerhaltener chinesischer Manuskripte und von einer Menge
 Fragmente. Des weiteren fanden wir 30 Stöcke, 20 Centimeter
 lang und 1 Centimeter breit, alle aus Tamarindenholz
 und mit chinesischen Schriftzeichen beschrieben. Ein hiesiger
 gebildeter Chinese hat einige der Manuskripte näher untersucht
 und erklärt, es seien Privatbriefe, die teilweise verschiedene geogra-
 phische Fragen behandeln. So wird u. a. von einer aus Sa-dsches
 gebenden großen Landstraße gesprochen, und man erfährt, daß die
 Gegend Vor-lan genannt wurde. Die kleinen Stöcke sind zum Teil
 Wistentarten, zum Teil Beamtenquittungen für die richtige Lieferung
 von Weizen und Mais. Fast sämtliche Stöcke sind datiert, so z. B.
 „am 21. Tag des 11. Monats des 5. Regierungsjahres Kaiser Tai-
 schis“. Der erwähnte Chinese glaubt, daß die Stöcke ungefähr 800
 Jahre alt seien. Ich werde einem Sinologen die ganze Sammlung
 übergeben und hoffe, sie wird erheblich dazu beitragen, über diese
 merkwürdige Gegend Licht zu verbreiten.“ —

Geologisches.

— Als das größte geschichtlich bekannte Erd-
 beben galt bisher die Erschütterung, die Lissabon im Jahre 1755
 zerstörte. Neuere Feststellungen haben aber gezeigt, daß die über-

lieferten Angaben über die weite Ausdehnung dieses Erdbebens stark
 übertrieben waren. So hat es sich als ein Irrtum erwiesen, daß die
 Erschütterung, die in den Bleibergwerken von Derbyshire empfunden
 wurde, unmittelbar durch das Lissaboner Erdbeben hervorgerufen
 worden sei. Abgesehen hiervon wird nur noch durch eine
 einzige, zweifelhafte Nachricht die Behauptung gestützt, daß
 man das Erdbeben nördlich bis nach England gefühlt habe
 und daß es sich auch dort und in Holland durch eine eigentüm-
 liche Bewegung des Wassers in Teichen bemerkbar gemacht hat.
 Die Nachrichten über die Beobachtung des Erdbebens in Irland und
 Amerika beziehen sich nur auf die Seebebenwelle, die sich weit über
 die äußerste Grenze fortzpflanzte, bis zu der der Stoß fühlbar
 ist. Wenn man diese Angaben beiseite läßt und nur solche heranzieht,
 bei denen es sich um fühlbare Erschütterungen handelt, und
 wenn man ferner die in das Bereich des Erdbebens fallende Fläche
 elliptisch abrundet, so findet man, daß sie etwa 2 000 000 Quadrat-
 kilometer umschließt. Diese Zahl bleibt, wie die „Voss. Ztg.“ schreibt,
 nach einem Bericht von R. D. Oldham im „Centralblatt für
 Mineralogie, Geologie und Paläontologie“ weit hinter der-
 jenigen zurück, die man erhält, wenn man die über das große
 indische Erdbeben vom 12. Juni 1897 vorliegenden Nachrichten
 in gleicher Weise behandelt. Man findet dann nämlich
 für dieses ein Erschütterungsgebiet von 4 550 000 Quadratkilometer.
 Auch das wirklich bekannt gewordene Erschütterungsgebiet des
 indischen Erdbebens beträgt immer noch etwa 3 120 000 Quadrat-
 kilometer. Sonach darf man dieses Erdbeben als das gewaltigste
 geschichtlich bekannte Ereignis dieser Art betrachten. Es liegen
 untrügliche Beweise vor, daß die Erdererschütterung vom 12. Juni 1897,
 deren Epicentrum (das Gebiet des stärksten Stoßes) in Assam und
 dem nordöstlichen Bengalen lag, sich bis nach Italien erstreckte. Die Auf-
 zeichnungen der italienischen Seismographen weisen drei haupt-
 sächlich Bewegungen auf, deren jede eine ausgesprochene Verminderung der
 Bewegung im Gefolge hatte. Die erste von ihnen giebt für die
 Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdbebenwelle einen durchschnitt-
 lichen Betrag von 9,6 Kilometer in der Sekunde, die zweite einen
 solchen von 5,8 Kilometer, die dritte einen von 3 Kilometer in der
 Sekunde. Diese letztere Geschwindigkeit stimmt mit der in Indien
 beobachteten Fortpflanzung des fühlbaren Stoßes überein, woraus
 zu schließen ist, daß beide einer Wellenbewegung angehörten, die mit
 gleichförmiger Geschwindigkeit an der äußeren Erdrinde entlang fort-
 schritt. Die beiden ersten Phasen rührten dagegen, so wird an-
 genommen, von einer Wellenbewegung her, die von dem unter der
 Oberfläche befindlichen Erdbebenherde durch das Erdinnere hindurch
 übertragen wurde. —

Humoristisches.

— Lakonisch. „Ihre Krankheit hat nichts auf sich, gnädige
 Frau! Sie bedürfen nur der Ruhe!“ — „Aber, Herr Doktor,
 sehen Sie doch meine Zunge an!“ — „Ja, Ihre Zunge
 auch!“ —

— Zeitgemäß. Näher (der einen Touristen ausplündert,
 zu seinem Spießgesellen): „Lang' mir 'mal den Antiquen-
 Apparat her, Hans — ich kam bei dem Kerl das Geld nicht
 finden!“ — („Flieg, Bl.“)

Notizen.

— Die „Freie Volksbühne“ hat die Programmhefte
 des letzten Jahres in einem sämtliche Hefte umfassenden „Jahr-
 buch 1900/1901 der Freien Volksbühne“ herausgegeben. —

— Sudermanns „Johannes“ geht am 5. September
 im Deutschen Theater in neuer Besetzung in Scene;
 Sommerstorf wird den Johannes, Irene Friesch
 die Salome, Luise Dumont die Herodias und Wasser-
 mann den Herodes spielen. —

— Das Neue Theater hat für die Winterseason, die am
 31. August eröffnet wird, verschiedene neue Kräfte engagiert; es
 werden u. a. genannt: Ferdinand Bonn, Georg Engels,
 Gisela Furberg und Tilly Waldegg. —

— Multatulis „Fürstenschule“ wird im Laufe dieser
 Saison im Lessing-Theater aufgeführt werden. —

— Das Luise-Theater eröffnet am 31. August mit
 Mosers Schwan „Die Leibrente“ das Winterpieljahr; das
 Stück geht zum erstenmal über die Bühne. —

— Tolstois Roman „Auferstehung“ ist drama-
 tisiert worden; das Stück geht zum Beginn der Winterseason in
 Moskau zum erstenmal in Scene. —

— Björnsons „Laboremus“ erlebt am 7. September
 gleichzeitig im Münchener und im Stuttgarter Hof-
 theater seine erste deutsche Aufführung. —

— Die Operette „The Silver Slipper“, ein Londoner
 Repertoirestück, ist für das Central-Theater zur Aufführung
 erworben worden. —

— Die nächste Hauptversammlung der Verbindung für
 historische Kunst wird im Juni 1902 in Düsseldorf statt-
 finden. —